

Hubert Ch. Ehalt

ALLTAGSGESCHICHTE

Neue Fragestellungen – partizipatorische Ansätze

„Geschichte von unten“, Alltagsgeschichte und Alltagskultur sind Begriffe, die auf ein neues, weitgestreutes historisches Interesse, auf neue Fragestellungen und Methoden der Geschichtswissenschaft und auf Projekte hinweisen, bei denen die Grenzen zwischen einer engagierten Forschung und einer aktivierenden Bildungs- und Kulturarbeit verfließen. Die Geschichtswerkstätten, Stadtteilarbeits- und Aktionsforschungsinitiativen, über die unten berichtet wird, wurzeln im wesentlichen in zwei Problem- und Diskussionszusammenhängen.

- Einerseits in einer Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaft, die ihren gesellschaftlichen Stellenwert und Nutzen und damit auch Fragestellungen, Methoden und Vermittlungsbemühungen überdenkt und eine Neuorientierung in Richtung einer alltägliche Lebenszusammenhänge thematisierenden Wissenschaft sucht. Eine Reihe der so engagierten Forscher fordert dabei die Aufhebung der überkommenen Arbeitsteilung zwischen Experten und Laien: Forschung und Vermittlung, Analyse und politische Aktion sollen näher zusammenrücken, die Betroffenen in den Prozeß der Aufarbeitung ihrer Geschichte und ihrer Probleme einbezogen werden.

- Andererseits in der Situation einer institutionellen und außerinstitutionellen Erwachsenenbildungs- und Kulturarbeit, die erkennen muß, daß sie mit ihren Initiativen und Angeboten häufig gerade an den Bedürfnissen und Problemen derjenigen vorbeigeht bzw. diese gar nicht erreichen kann, die den größten Hilfestellungs- und Emanzipationsbedarf in unserer Gesellschaft haben: Land- und Industriearbeiter, Lehrlinge, Fremdarbeiter, Bewohner von strukturschwachen Regionen und von Abbruchvierteln usw. Konsequenz daraus ist das Engagement in Initiativen, die sich um die Verlagerung ihres Tätigkeitsbereiches in den Lebensraum der Betroffenen bemühen.

„Alltag“ und „Kultur“. Neue Paradigmen der Geschichtswissenschaft?

Dort, wo die Geschichtswissenschaft in den letzten anderthalb Jahrzehnten den Charakter einer „historischen Sozialwissenschaft“ annahm, traten Ereignisse und Personen in den Hintergrund. Sozialen Prozessen und Strukturen galt hier nun das primäre Forschungsinteresse. Diese Entwicklung, so wichtig und wünschenswert sie für die Überwindung historischer Positionen war, barg in sich zweifellos auch Schwächen und Gefahren. Der historische Ablauf, gesellschaftliche Prozesse wurden dabei so abstrahiert, daß sie an Authentizität, Greifbarkeit und Nachvollziehbarkeit verloren. Ein einseitiger Primat der Quantifizierung machte die Behandlung gesellschaftlicher Probleme – sei es unter soziologischem oder historischem Aspekt – im schlechten Sinn abstrakt, brachte vielfach nur Faktenhuberei in neuem positivistischem Gewand, die nicht selten ein „Umschlagen von Aufklärung in Positivismus, den Mythos dessen, was der Fall ist“

bedeutet (M. Horkheimer, T.W. Adorno). Die Kluft zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen der Geschichte und den persönlichen Geschichten, zwischen der Wissenschaft und ihren „Objekten“, den eigentlich Betroffenen, blieb bestehen, und der didaktische Anspruch einer sich emanzipatorisch verstehenden Wissenschaft geriet ins Hintertreffen.

Demgegenüber fragen neuere Forschungen zur Alltagsgeschichte, wie bestimmte Lebensbedingungen von den Betroffenen wahrgenommen, erlebt und gestaltet wurden. Anstatt diejenigen, die von früheren gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen als Objekte definiert wurden, ausschließlich in ihren „objektiven“ ökonomischen und rechtlichen Bedingungen darzustellen und so in ihrem Objektstatus zu belassen, versucht man ihre Subjektivität zu rekonstruieren. Es ist ein Perspektivewechsel von der bloßen Skizzierung objektiver Lebensbedingungen, deren genaue Kenntnis von der ernstzunehmenden Forschung in diesem Bereich weiterhin als unabdingbar angesehen wird, zum Verständnis sozialer Wahrnehmungsformen und soziokultureller Verhaltensweisen.

Eine Schwierigkeit, die der Erschließung der Lebenswelt der einfachen Leute in der Familiengeschichts- und in der Protestforschung, aber auch in der Thematisierung des Arbeitsalltags bisher entgegenstand, lag zweifellos in der spezifischen Qualität der Quellen – obrigkeitliche Akten, Kirchenmatrikel, Konskriptionslisten, Informationen über Herkunft, Arbeitstechniken und Fabrikordnungen –, in denen die Wahrnehmungs- und Bewältigungsformen der Betroffenen meist nur sehr gebrochen zum Ausdruck kommen. Für die Erforschung der Alltagsgeschichte der letzten sieben bis acht Jahrzehnte bietet die „Oral History“ die Möglichkeit, durch Gesprächsbeziehungen mit Zeitzeugen an der Produktion der Quellen mitzuwirken. Auf die Probleme bei der Arbeit mit „mündlicher Geschichte“, die ähnlich umstritten ist wie das Konzept der Alltagsgeschichte insgesamt, kann ich hier nicht eingehen. Es steht jedoch außer Diskussion, daß die Arbeit mit mündlichen Quellen den aufwendigen Einsatz einer differenzierenden Quellenkritik notwendig macht; denn Erinnerungen sind keine objektiven Spiegelbilder vergangener Wirklichkeit oder Wahrnehmung. Unter Beachtung der methodischen Probleme liefert die mündliche Geschichte entgegen den Einwänden der Kritiker ebenso valide Quellen wie die herkömmlichen schriftlichen Zeugnisse – ohne jedoch die erhoffte besondere Ursprünglichkeit und Authentizität zu erfüllen: „Natürlich gibt's auch von unten keine Instant-history – so als ob man einem alten Mann nur das Mikro hinzuhalten brauchte, und dann spräche aus dem roten Großvater der Weltgeist selbst“, wie Alltagshistoriker Lutz Niethammer salopp formuliert.

Aus dem bisher Gesagten lassen sich zwei Hauptprobleme der Alltagsgeschichte herausarbeiten.

- Einmal ist es die Unschärfe des Alltagsbegriffs, der mit den unterschiedlichsten Konnotationen gebraucht werden kann. Was ist eigentlich „Nicht-Alltag“? Die Feiertage? Nicht routinisierte Gesellschaftsbereiche? Bürgerliche Lebenssphären im Gegensatz zum Arbeiterleben? Das Leben der Hochgestellten und Mächtigen im Gegensatz zum Leben der „einfachen Leute“? Die „Haupt- und Staatsaktionen“ im Gegensatz zu den Ereignissen des täglichen Lebens? Das Berufsleben im Gegensatz zum

Privatleben? usw. Diese Liste ist alles andere als vollständig; außerdem stehen die angeführten Gegensatzpaare in einem historischen Prozeß, in dem sie als solche überhaupt erst entstanden, divergieren oder konvergieren. ● Andererseits ist zu fragen, ob Lokal- und Alltagsgeschichte eine bloße Residualkategorie ohne eigenständigen Erklärungswert ist, mit deren Hilfe die Linien der „großen Geschichte“ – globale Modernisierungsprozesse, Klassenkämpfe etc. – im Detail anschaulich gemacht werden, oder ob sie ihre eigenständige strukturierende Dimension hat. Und wenn dem so ist, muß man fragen, wie sich eine Theorie, die ihre Begriffe in der empirischen Untersuchung konkreter Erfahrungen bildet, mit dem zweifellos vorhandenen Systemcharakter der modernen Gesellschaft verbinden läßt. Martin Broszat meint, daß es „gerade um das Sichtbarmachen der oft beträchtlichen Kluft zwischen der (weitgehend nur basis-empirisch) feststellbaren Realität gesellschaftlich-politischer Erfahrungen und den mehr oder weniger abstrakten Gesellschaftstheorien“ geht, „die vom jeweiligen Führungspersonal nationaler Großgruppen bestimmt werden“.

Geschichtswerkstatt, Stadtteilarbeit, Betriebsgeschichte „von unten“

Die Entwicklung eines demokratischen Umgangs mit Geschichte setzt aber auch noch an einer anderen Stelle an. Während sich in Schulen, Ämtern und Betrieben Ansätze einer Mitbestimmung der unmittelbar Betroffenen erkennen lassen, sind die – Männer –, die Geschichte, im Sinne von Wissen über das Vergangene, machen, noch immer weitgehend akademische Spezialisten, wie Historiker, Archivare, Lehrer, Publizisten, Kulturbürokraten, die unter Ausschluß der Betroffenen arbeiten. Gegen diese Praxis sind in den letzten Jahren Beteiligungs- und Selbstgestaltungsformen im Bereich der Aufarbeitung geschichtlicher Erfahrungen entstanden: „Geschichtswerkstätten“, Stadtteilgeschichtsprojekte, Projekte, die Betriebsgeschichte von unten erarbeiten, durchwegs Initiativen, die Vergangenheit unter Beteiligung der Betroffenen gleichsam von unten neu aufarbeiten.

Gemeinsam ist diesen Projekten, so unterschiedlich die Motive ihrer Teilnehmer und ihre Fragestellungen sonst sind, daß

- sie Vergangenheit aus der Sicht und – wenn möglich – unter aktiver Beteiligung derjenigen, die sie als Betroffene erlebt haben, von unten erarbeiten;
- sie auf die möglichst genaue Rekonstruktion eines begrenzten regionalen, lokalen oder sozialen Milieus in Gemeinde, Landstrich oder Wohnviertel abzielen und das Große und Ganze nationaler Herrschaft und Kultur beiseite lassen;
- sie versuchen, sich mit der eigenen Geschichte auch der eigenen Identität zu versichern – der eines Berufsstandes, einer Stadtviertel- oder Dorfbevölkerung, einer Fabriksbelegschaft usw.;
- sie sich von der etablierten Historikerzunft deutlich abgrenzen, sich als „Erinnerungsarbeiter“ verstehen, die häufig im letzten Augenblick mit Notizblock und Tonband dokumentieren, was sonst kaum andere Quellen bewahren: das häufig widersprüchliche Puzzle vom Leben der „kleinen Leute“.

Geschichte einerseits und kollektive Erfahrungen andererseits sind, wie oben ausführlich dargestellt wurde, im Wissenschaftsbetrieb und im öffentlichen Bewußtsein mit unterschiedlichen inhaltlichen Vorstellungen verbunden. Einer Geschichte der landespolitisch relevanten Ereignisse und Personen oder einer abstrakten Strukturgeschichte kann die Mehrzahl der Bevölkerung die selbst erlebte Geschichte nur punktuell unter dem Aspekt der Abhängigkeit zuordnen. Die unterschiedlichen Initiativen und Projekte einer „Geschichte von unten“ gehen daher von den Bereichen unmittelbarer persönlicher Betroffenheit aus. Stadtteil und Arbeitsplatz im Betrieb, Büro oder Amt sind dabei die Orte, an denen Identifikation aus der Erfahrung der individuellen Existenz im gesellschaftlichen Kontext entsteht.

Der Stadtteil ist der Ort, wo sich historisch gewordene Strukturen und großstädtische Monopolisierung verbinden. Hier existiert eine räumlich vermittelte soziokulturelle Identität, die sich aus gemeinsamer Geschichte, gemeinsamen Alltagserfahrungen und kommunikativen Beziehungen – lokalisiert in Läden, Vereinen, Gasthäusern, Wohneinheiten und informellen Treffpunkten – zusammensetzt. Alltagserfahrung im Stadtteil oder am Arbeitsplatz vermittelt trotz aller in ihr enthaltenen Frustrationen das Gefühl von Kompetenz und Expertentum.

Das Recklinghausener Projekt

Im Recklinghausener Stadtteil Hochlarmark, der um die Jahrhundertwende durch den Bergbau entstand und durch ihn geprägt wurde, machte sich ein Geschichtsarbeitskreis von 13 Frauen und 9 Männern – Bergleute im engen und im weiteren Sinn – an die Arbeit. Ausgangspunkt war eine Initiative der Volkshochschule, die in ihrem Arbeitsplan eine Gesprächsrunde mit folgendem Text ausschrieb:

„Wissen Sie noch...? – Hochlarmarker erzählen. In diesem Arbeitskreis soll erzählt und festgehalten werden, wie es in Hochlarmark früher war, wie der Stadtteil entstanden ist, wie er sich entwickelt hat, wie man gelebt und gearbeitet hat... Aus Erzählungen, Berichten, Fotos, Briefen, Dokumenten und Sachen soll eine ‚Chronik Hochlarmark‘ entstehen, die die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung beschreibt und kundtut.“

Bei den Treffen des Arbeitskreises wurden zu einzelnen historischen Abschnitten oder Themen kurze Referate (Ergebnisse von Archivstudien) gehalten, die anschließend durch die Erzählungen der Teilnehmer bestätigt, ergänzt, korrigiert und auf alle Fälle mit Leben erfüllt wurden. Schwerpunkte kristallisierten sich heraus: Zechenbau, Einwanderung aus dem Osten, Familie, Wohnen, Schule, Gewerbe und Handel, Gewerkschaften, Vereine, Verbände und Parteien, wirtschaftliche und kommunalpolitische Entwicklung usw.

Das gesammelte Material wurde von der Arbeitsgruppe gesichtet und zu einer Ausstellung aufbereitet, die unter dem Titel „Kohle war nicht alles“ in Recklinghausen gezeigt wurde. In einem weiteren Arbeitsschritt wurde von der Projektgruppe das „Hochlarmarker Lesebuch“ zusammengestellt. Es schildert in einem chronologischen Abriß die Geschichte des Bergarbeiterorts von der Entstehung um die Jahrhundertwende bis zum heutigen Leben in

Hochlarmark. Die lebendige, mit persönlichen Erinnerungsberichten, Fotos und Dokumenten reich ausgestattete Darstellung der Arbeits- und Lebensbedingungen fällt dabei nie auf die Ebene einer nostalgischen und harmonisierenden Heimatkunde zurück.

„Grab wo du stehst“*

„Vor 100 Jahren sagten wir, daß die Geschichte Schwedens die Geschichte seiner Könige sei. Jetzt sieht man das als altmodisch an. Die Geschichte der schwedischen Industrie wird aber immer noch als die Geschichte ihrer Besitzer und Direktoren betrachtet“, schreibt Sven Lindqvist, Initiator des „Dig where you stand“ (Grabe wo du stehst)-Projekts in Schweden, das bereits zur Legende avantgardistischer Kulturarbeit gehört. Angeregt wurde Lindqvist durch seine Arbeit über einen multinationalen Konzern; dabei fiel ihm der ungeheure Gegensatz zwischen der Selbstdarstellung des Unternehmens und dem Schicksal der Menschen auf, die für dieses Unternehmen arbeiteten. Als er sich in der Folge der Industriegeschichte Schwedens zuwendete, mußte er feststellen, daß die Situation in einem Land, das seit einem Jahrhundert industrialisiert ist und in dem die Arbeiterbewegung über Jahrzehnte eine zentrale politische Kraft darstellt, kaum anders ist: Die Sicht der am meisten Betroffenen war in den offiziellen Annalen ausgeblendet.

Lindqvist begann mit seinen Recherchen bei der Geschichte der schwedischen Zementindustrie. Aus der Auswertung von Haushaltsbudgetuntersuchungen – in Schweden wurden ab 1912 ausgewählte Arbeiter- und Mittelschichtfamilien von der Regierung aufgefordert, für einige Monate genau über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen – und Oral-History-Interviews entstand ein plastisches Bild des Alltags in den Bereichen von Arbeit, Familie, Schule und Freizeit. Um seine Erfahrungen weiterzugeben, verfaßte Lindqvist ein Arbeitsbuch, mit dessen Hilfe sich Laien an die Aufarbeitung lokaler Betriebs- und Alltagsgeschichte machen konnten. In den einzelnen Kapiteln wird die Bedeutung der jeweiligen Fragestellung – z. B. die Frage nach der Rolle der Gewerkschaften – herausgearbeitet; andererseits werden ganz konkrete Hinweise gegeben (Adressen einschlägiger Archive, Literaturhinweise, Kontaktmöglichkeiten usw.).

„Dig where you stand“ entwickelte sich in Schweden zu einer populären Bewegung, in der sich die Suche nach individueller und kollektiver Identität – aus der Rekonstruktion von Alltagsgeschichte – mit dem Kampf um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen verbindet.

Aktionsforschung und soziokulturelle Animation

In Frankreich verbindet seit etwa zehn Jahren die „Action culturelle“ den Gedanken der Demokratisierung mit der Suche nach dezentralisierten kollektiven schöpferischen Aktionen. Jean Hurstel, der Initiator der „Action culturelle“, und seine Mitarbeiter gingen seit 1977 in die Dörfer im lothringischen Kohlrevier nahe Saarbrücken, um dort eine „Montage des Kollektivgedächtnisses“ (montage sur la memoire collective) anzuregen. Sie suchen dabei nach dem unbekanntem Gesicht der Region, nach der ungeschriebenen Geschichte dieser lothringischen Grubensiedlungen; und die einfachen Leute

rufen diese Geschichte anhand ihrer Erinnerungen wach. Den Ausgangspunkt formuliert Hurstel so:

„Man muß nur wissen, daß die Leute etwas zu sagen haben, und man muß ihnen helfen, es auszudrücken; dann wird man überrascht sein über den großen Reichtum, auf den man stößt.“

Im Jahr 1982 legte die interdisziplinär besetzte „Projektgruppe Fohnsdorf-Aichfeld-Murboden“ einen Band vor, der die Geschichte einer österreichischen Kohlenbergwerksgemeinde (das Bergwerk wurde Ende 1980 geschlossen) mit dem „generellen Anliegen ... einer Aktivierung der von der Schließung direkt betroffenen Bevölkerung“ erarbeitet, „um gemeinsam ... Lösungsansätze für die weitere Entwicklung des Ortes und der Region“ zu entwerfen. In der Vorbemerkung zu dem Projektbericht heißt es:

„Volkskundliche, soziologische und psychologische Untersuchungen über den von der Bergbauschließung geprägten Wandel der Arbeitssituation und der zwischenmenschlichen Beziehungen sollen dabei die Bestandsaufnahme der ökonomischen, ökologischen und energiepolitischen Strukturveränderungen ergänzen und ein übergreifendes Gesamtbild der derzeitigen endogenen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Situation vermitteln. Parallel zu diesen von der Projektgruppe zu leistenden wissenschaftlichen Anteil soll ein kontinuierliches Gesprächs- und später Arbeitsklima mit der Bevölkerung aufgebaut werden, um gemeinsam umfassende Lösungsstrategien für die Problemregion Aichfeld-Murboden zu entwickeln.“

Die Mitglieder der Projektgruppe wollen dabei mit ihrem wissenschaftlich-animatorischen Anliegen an eine Tradition anknüpfen, die von Friedrich Engels' Untersuchung über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1844) zu der Studie von M. Jahoda, P.F. Lazarsfeld und H. Zeisel über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933) reicht.

Eine Reihe von Initiativen setzte in den letzten Jahren in Sanierungsgebieten an, in denen – bedingt durch mangelnde Investitionen und Spekulationsinteressen – eine Verslumung eingesetzt hat. Sanierungsmaßnahmen greifen – wenn man die gängige Praxis im Auge behält – fast immer einschneidend in die gewohnten Lebens- und Wohnverhältnisse ein und können über drastische Mieterhöhungen bis zum erzwungenen Umzug in andere Stadtgebiete führen; gewordene Sozialstrukturen und Nachbarschaftskontakte werden dadurch zerstört. Die Betroffenen – Rentner und Pensionisten, einkommensschwache Arbeiterfamilien, insbesondere auch Ausländer – stehen diesen Ereignissen erfahrungsgemäß sprach- und hilflos gegenüber; sie haben meistens große Schwierigkeiten, ihre individuellen Ansprüche anzumelden bzw. diese in kollektivem Handeln erfolgreich durchzusetzen. Hier setzen Projekte an – initiiert fast durchwegs von außen (Volkshochschulen etc.) –, die sich darum bemühen, die durch Gewöhnung angeeigneten lokalen Geschichtserfahrungen und den Wert der Architektur hinsichtlich ihrer historischen Bedeutungsgehalte mit den Betroffenen gemeinsam zu erarbeiten und damit die Voraussetzungen für ein solidarisches Bewußtsein kollektiver Interessen zu schaffen. Ein Beispiel für eine geglückte Initiative dieser Art bieten die Ereignisse um

die Arbeitersiedlung Eisenheim im Ruhrgebiet. Aus der unmittelbaren Betroffenheit der Bewohner, die sich mit den ihre Lebenswelt zerstörenden „Sanierungsplänen“ nicht abfinden, entstand ein Interesse an der Geschichte der Siedlung. In der folgenden Projektarbeit, bei der Wissenschaftler und Bewohner zusammenarbeiteten, entstand für die Betroffenen die Chance, sich als Subjekte eines von ihnen gestaltbaren historischen Prozesses zu entdecken.

Chancen und Gefahren: Alltagsgeschichte zwischen Neohistorismus und kommunikativer Geschichtswissenschaft

Die neuen Ansätze einer „Kulturgeschichte des Alltags“, einer „Geschichte von unten“ bergen in sich jedoch, wie bereits angedeutet wurde, nicht unerhebliche Gefahren. Bereits im September 1981 warnte der Bielefelder Historiker Hans Ulrich Wehler in einem Artikel in der ZEIT vor „romantisch verklärendem Pseudorealismus“, der sich „liebepoll borniert“ in „antiquarische Details der Proletarierexistenz“ vertiefe und dabei unscharf und unsystematisch „auf der Jagd nach Exzerpten“ verzettelte. „Der Bauernbandit als neuer Heros“ – so der Titel des Aufsatzes von Wehler – renne „ohne Einbettung in ein umfassenderes Geschichtsbild“ in „eine Sackgasse“ der Theorielosigkeit. Die neuen Alltagshistoriker unterlägen leicht, so Sozialhistoriker Jürgen Kocka, der Gefahr nostalgischer „Idyllisierung der vorindustriellen Lebenswelt des Volkes . . . , deren Enge und Not, Bedrückung und Börsartigkeit“ unterschätzt würden, und befänden sich mehr oder minder auf der „Flucht vor der Anstrengung des Begriffs“. Diese Kritik an der Alltagsgeschichte, die sich um Begriffe wie „Sozialromantik“ und „Neohistorismus“ lagert, ist überall dort berechtigt, wo die Beschreibungen und Erzählungen, in der Soziologie die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtung, als Zugang zum „fait total social“ angesehen werden; Formen des Alltagslebens und komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge bleiben dabei unvermittelt.

Eine andere Tücke der neuen Alltagsgeschichte liegt in der Tendenz zu einer Art „grünen Geschichtsschreibung“, die mit einer zum Teil sicher berechtigten Kritik an den Arbeiterorganisationen – als „Fallgrube der Organisation“ (Dieter Groh) – die Organisierbarkeit von Interessen überhaupt in Frage stellt.

Ein Plädoyer für die alltagsgeschichtliche Perspektive – als „Ergänzung, Erweiterung und Bereicherung“ (H.U. Wehler), als integraler Bestandteil oder als Anti-

these strukturgeschichtlich orientierter Wissenschaft – erscheint angesichts des noch immer sehr schwachen Standes einer qualitativen Sozialgeschichte, die Mentalitäts-, Milieu- und Kulturforschung betreibt, nicht notwendig zu sein; sie bietet im besten Fall die Chance einer größeren Genauigkeit in der Erfassung des Strukturellen. Die theoretische Durchdringung ist bei der Lokalstudie, bei der lebensgeschichtlichen Rekonstruktion der Biographie eines Arbeiters (eines Bauern, eines Bürgers, eines Adligen usw.) ebenso notwendig wie bei der Analyse eines politischen Ereignisses oder einer Herrscherbiographie.

Chancen, aber auch Probleme ergeben sich schließlich aus dem Anspruch einer kommunikativen Geschichtswissenschaft, die sich mit Dokumentation und Analyse nicht zufrieden gibt. Der Historiker, der mit der Methode der „mündlichen Geschichte“ an der Produktion der Quellen mitwirkt, gerät durch die Gesprächsbeziehung mit den Zeitzeugen in eine veränderte Praxisbeziehung – ähnlich der des Soziologen, der in teilnehmender Beobachtung „soziale Realitäten“ erforscht. Die Diskussion der Dokumentationen und Interpretationsansätze mit den Interviewpartnern oder den Gruppen, die diese umgeben, kann in kritische Aneignungsprozesse münden. Vorrang hat dann nicht mehr die Publikation und deren Diskussion in einer wissenschaftlichen Öffentlichkeit, sondern der Lernprozeß, der in der Gruppe abläuft. Der Weg zu einer kommunikativen Geschichtswissenschaft, in der die Barrieren zwischen Forschung und emanzipatorischem Engagement, zwischen wissenschaftlicher Analyse und animatorischer Kulturarbeit, zwischen Subjekten und Objekten der Erkenntnis fruchtbar aufgehoben sein werden, ist jedoch erst begonnen.

Weiterführende Literatur

Richard van Dülmen (Hg.), Kultur der einfachen Leute, Bayerisches Volksleben vom 16. bis zum 19. Jahrhundert, München 1983.
 Hubert Ch. Ehalt (Hg.), Geschichte von unten. Fragestellungen, Methoden und Projekte einer Geschichte des Alltags, Wien, Graz, Köln 1984 (erschien Ende März).
 Heiko Haumann (Hg.), Arbeiteralltag in Stadt und Land. Neue Wege der Geschichtsschreibung, Berlin 1982.
 Hochlarmarker Lesebuch, 100 Jahre Ruhrgebietsgeschichte, Oberhausen 1981.
 Lutz Niethammer (Hg.), Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“, Frankfurt/M. 1980.
 Gerhard A. Ritter (Hg.), Arbeiterkultur, Königstein/Ts. 1979.
 Wolfgang Ruppert (Hg.), Erinnerungsarbeit. Geschichte und demokratische Identität in Deutschland, Opladen 1982.

* Im IWK hat sich zu Beginn des Jahres eine Arbeitsgruppe konstituiert, in der über Möglichkeiten diskutiert wird, „Dig where you stand“-Gruppen auch in österreichischen Betrieben zu initiieren.